IMPRESSUM: 2
PROLOG 4
1. KAPITEL 22
2. KAPITEL 89
3. KAPITEL 136
4. KAPITEL 174
5. KAPITEL 232
6. KAPITEL 284
7. KAPITEL 364
8. KAPITEL 461
9. KAPITEL 537
10. KAPITEL 616
11. KAPITEL 662
12. KAPITEL 707
13. KAPITEL 747
14. KAPITEL 769
15. KAPITEL 785
EPILOG 821
HINWEIS: 829
SERIENTÄTER 830
VERÖFFENTLICHUNGEN DES AUTORS: 841

Impressum:

© 2022 Roman Just, Gelsenkirchen

www.gelsenkrimi.de
romanjust@gelsenkrimi.de

ISBN: 978-3-347-75217-7

Druck und Distribution im Auftrag des Labels und Autors: tredition GmbH, Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Gelsenecke und des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Kein Teil dieses Buches darf ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers vervielfältigt oder in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder auf irgendeine Weise elektronisch, mechanisch, fotokopiert, aufgezeichnet oder auf andere Weise übertragen werden.

Töte Baby, Töte!

Thriller

von

Roman Just

Prolog

Es war Sonntag, aber ebenso hätte es ein turbulenter und hektischer Tag mitten unter der Woche sein können. Der Anlass für die Ausschüttung der Stresshormone bei Dustin und seiner Frau, Bridget, lag nicht an ihren beruflichen Verpflichtungen. Das Ehepaar war sich einig: Lieber hätten sie die vergangenen Stunden auf dem Arbeitsplatz verbracht, als sich der Situation zu stellen, mit der sie konfrontiert wurden. Der Stress hatte Wochen zuvor begonnen. Der Auslöser dafür waren die Hochzeitspläne ihrer Tochter Marilyn. Der erste negative Adrenalinstoß stellte sich bei Dustin und seiner Frau während dem erfolglosen Versuch ein, ihr die Trauung auszureden. Kein Argument, das sie gegen die Ehe vorbrachten, hatte bei ihr eine positive Wirkung erzielt. Im Gegenteil: Es kam zu einem Streit, bei dem sie unmissverständlich zu hören bekommen hatten, dass ihre Tochter die Heirat, ohne ihren Segen einzugehen bereit war. Marilyn war zweiundzwanzig Jahre, damit dem Willen und den Anweisungen der Eltern nicht mehr untergeordnet und somit in der deutlich besseren Verhandlungsposition. Letzteres lag in erster Linie daran, dass Dustin und Bridget einen Narren an ihrer Tochter gefressen hatten, schließlich war sie ihr einziges Kind. Das wiederum hatte dazu geführt, dass die Eheleute ihrem Mädchen nie einen Wunsch abgeschlagen hatten. Die Quittung dafür hatten sie von Marilyn bei dem Gespräch über die Hochzeitspläne erhalten. Entgegen ihrer Überzeugung, dass ihre Tochter ihnen ebenso wenig eine Bitte abschlagen würde, kam sie ihrem Anliegen nicht nach und zeigte sich nicht bereit, die Heirat zu überdenken oder zumindest aufzuschieben. Dustin und Bridget gehörten keiner elitären Klasse an und sie waren weder Snobs, noch Besserwisser und Leute, die sich zu wichtig nahmen. Eigentlich zählte das Ehepaar Wyler zu den Menschen, die von der Politik als Normalbürger angesehen wurden.

Das hieß in diesem Fall, die Familienmitglieder gingen einer Arbeit nach, verdienten in den Augen des Staates gut, aber nicht zu viel und jeder, der dem Familienkreis angehörte, war nie mit dem Gesetz auffällig in Konflikt geraten. Um die Statistik von diesem Status positiv zu färben, wurden Jugendsünden, die deutlich unterhalb einer schweren Straftat lagen, ausgenommen und ebenso Strafzettel für zu schnelles Fahren oder falsches Parken nicht berücksichtigt. Wäre es anders gehandhabt worden, dann hätte Dustin Mühe gehabt, als unbescholtener Bürger durchzukommen. In seiner Jugend hatte er eine Menge Mist gebaut und besann sich erst, nachdem er Bridget kennengelernt hatte. All das interessierte heute nicht mehr. Es lag schon zu lange zurück und die Gegenwart war bedeutend wichtiger als die Vergangenheit. Dem Ehepaar Wyler lag viel an seinem Ruf und ob ihm der Leumund manchmal wichtiger war als seine Tochter Marilyn, danach hatte bisher niemand gefragt. Unübersehbar blieb, dass sich die beiden wie die Nachbarschaft der gehobenen Mittelschicht zugehörig fühlten und in dieser sozialen Schicht zu verbleiben gedachten. Der Kontakt und der Umgang mit den Nachbarn durfte durch nichts gestört oder gar nachhaltig geschädigt werden. Genau darin lag das Problem, das Dustin und Bridget mit der bevorstehenden Ehe ihrer Tochter hatten. Auf ein intaktes Verhältnis zu Leuten in der näheren Umgebung konnte keiner verzichten und die zwei hatten nicht vor, dieses zu gefährden. Der Auserwählte von ihrem einzigen Kind war in ihren Augen ein Nichtsnutz und wollte ihrer Ansicht nach durch die Heirat nur eines erreichen, den sozialen Aufstieg. Marilyn hatte empört auf diese Worte reagiert und der Haushalt der Wylers wurde von einer schweren Krise erschüttert. Es kam, wie es zu erwarten war und wie es bei neunundneunzig von einhundert Familien passiert wäre: Die Tochter hatte sich nach zahlreichen Wortgefechten mit ihrem Ehewunsch durchgesetzt. Dustin und Bridget gaben gezwungenermaßen ihren Widerstand auf,

akzeptierten Freddy als ihren angehenden Schwiegersohn, prompt fing der Stress an. Marilyns Eltern ließen es sich nicht nehmen, die Hochzeit mit der Braut zusammen zu planen und was ihnen wichtiger war, die Trauung und die anschließende Feier auszurichten.

Diesmal hatten die Erziehungsberechtigten das letzte Wort behalten. Im Gegensatz zu ihrem Mädchen bestanden sie auf eine denkwürdige Zeremonie, die für ihre Tochter unvergesslich bleiben würde. Ursprünglich hatten die Brautleute eine Eheschließung im kleinen Kreis geplant. Sie gaben den beschwörenden Worten nach und es wurden einige Dutzend Einladungskarten zu nahen und entfernten Verwandten verschickt. Das nah und fern bezog sich sowohl auf die Entfernung als auch auf den Verwandtschaftsgrad. Obwohl die Wylers bis zu einem gewissen Punkt zu keinen finanziellen Einschränkungen gezwungen waren, ließ es sich das Familienoberhaupt nicht nehmen, die unmittelbaren Anwohner in dem Stadtteil, in dem die Familie ein Haus besaß, persönlich einzuladen. In seinen Augen war es eine Form der Höflichkeit, die er mit dem dazugehörigen Anstand betrieben und überflüssiges Porto für die Briefmarken zudem gespart hatte. Dustin war selbstständig, seit vielen Jahren ein erfolgreicher Autohändler und Bridget hatte einen Job als Sekretärin in einer Rechtsanwaltskanzlei. Die Einladungskarten schreiben, vervielfältigen und verschicken, so hatte der Stress begonnen.

Das Brautkleid aussuchen, die geeignete Lokalität finden und buchen und die vielen Kleinigkeiten, die es bei einer solchen Feier zu organisieren galt, nahmen Dustin und Bridget zeitlich dermaßen in Anspruch, wie sie es vorher nicht für möglich gehalten hätten. Bei den Hochzeitsvorbereitungen war es ersichtlich geworden, dass es den Eltern fernlag zu protzen. Ihre Bemühungen hatten ausschließlich das Wohlergehen ihres Kindes zum Ziel. Die Vorbereitung der Hochzeit und die Zeit, die sie für die Organisation des gesamten Ereignisses aufgebracht

hatten, waren anstrengend und zeitraubend. Trotzdem ließen sich Dustin und Bridget in ihrem Willen nicht beirren, ihrer Tochter einen Hochzeitstag zu bescheren, der bei jedem Ehestreit den Gedanken an eine Scheidung im Nu vertrieben hätte. Sie trugen den Wunsch in sich, dass Marilyn eine ebenso wundervolle Ehe führen würde, wie es ihnen vergönnt war. Es wurde bald ersichtlich, dass sich ihr großer Aufwand für die Trauung und die Feier gelohnt hatte, daran konnte das kalte Wetter nichts ändern. Die Hochzeitsgäste brachten eine gute Stimmung mit und alles verlief nach Plan, zumindest bis sich die Runde der geladenen Gäste langsam aufzulösen begonnen hatte.

Die ersten Leute, die gegangen waren, hatten die Braut zu ihrem Bedauern nicht gefunden. Etwas später blieb es anderen Gästen ebenfalls versagt, sich von ihr zu verabschieden. Einige Hochzeitsteilnehmer waren eine Stunde vor dem Abendessen aufgebrochen. Es war Sonntag und von daher nachvollziehbar, dass nicht jeder bis zum Schluss der Veranstaltung bleiben würde. Die Braut wurde zu diesem Zeitpunkt nicht vermisst, sie hatte sich lediglich für kurze Zeit entschuldigt und zurückgezogen, um in aller Ruhe ihren Bedürfnissen nachzugehen. Niemand hatte eine Ahnung, weder ihre Eltern noch ihr Mann: Marilyn, der Stolz und Sonnenschein von Dustin und Bridget, besaß ein gravierendes Problem. Sie war abhängig und ein regelmäßiger Konsument von irgendwelchen und bedauerlicherweise verschiedenen medizinischen Präparaten.

Die Sucht war inzwischen dermaßen weit fortgeschritten, dass es keine Rolle mehr für sie spielte, welche Pillen sie zu sich nahm. Die Tragik wurde durch den traurigen Umstand offensichtlich, dass für sie ein normales Leben ohne Tabletten unmöglich war. Unerträglich wurde es, wenn Marilyn sie nicht zur Hand hatte. In diesem Fall reagierte sie hysterisch, verfiel in eine unkontrollierbare Panik und wurde fähig, unüberlegt sowie gewalttätig zu handeln. Sie hütete ihre Abhängigkeit wie

ein Staatsgeheimnis und war außerstande zu erkennen, dass die Krankheit längst die Kontrolle über sie gewonnen hatte. Ihrer Meinung nach hatte sie die Sucht im Griff, tatsächlich verhielt es sich umgekehrt. Durch die Tablettenabhängigkeit war aus der zweiundzwanzigjährigen Frau eine unberechenbare Person geworden. Zwar vermochte sie jedem einen gesunden und vitalen Eindruck zu vermitteln, die unsichtbare Realität sah jedoch anders aus: Kränker als sie waren nur Menschen, die durch ein körperliches Leiden zum Sterben verurteilt waren. Die Hochzeitsfeier fand in Sichtweite des Charles River Basins statt, das an den Stadtteil Beacon Hill grenzte und in dem die Familie Wyler privat und beruflich ansässig war. Das Lokal, das Dustin ausgewählt hatte, bot einen Blick auf den Segelboothafen, in dem ein paar kleine und große Jachten einen Anlegeplatz fanden. Hinter dem Restaurant, in östlicher Richtung, lag das Zentrum der City. Am anderen Ufer des Charles-River-Basins befand sich die weltberühmte Universitätsstadt Cambridge. Mittlerweile war sie ein Teil von Greater Boston und gehörte damit zu der vier Millionen Menschen zählenden Metropolregion. Aufgrund der Tatsache, dass einige Gäste wegen ihrer Verpflichtungen am kommenden Tag, die Feier früher zu verlassen beabsichtigt hatten, wurde das Abendessen um achtzehn Uhr serviert. Fast einhundertdreißig Gerichte à la Karte verließen die Küche, für jeden Koch ein Horrortrip. Der Küchenmeister glänzte an diesem Tag und trug dadurch dazu bei, dass die Stimmung nach dem Essen noch besser wurde, als sie es in der Kirche mit dem Ja-Wort schon geworden war. Eine Liveband begleitete mit sanften Klängen die Speisenden bei den himmlischen Gerichten. Im Anschluss an den Nachtisch wurde das frisch vermählte Brautpaar vom Bandleader aufgefordert den Eröffnungstanz zu zelebrieren. Alles lief nach Plan und die Zeit schritt voran. Dementsprechend stolz und zugleich erleichtert gaben sich die Eltern der Braut, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht bemerkt hatten, dass ihre Tochter von

Freddy verzweifelt gesucht wurde. Marilyn schien sich in Luft aufgelöst zu haben, und war nirgendwo zu finden. Plötzlich gab es einen dumpfen Knall. Das Gebäude, in dem sich das Lokal befand, erzitterte, eine Fensterscheibe zerbarst und die Gläser auf der Theke vibrierten oder kippten um und einige fielen aus den Regalen. Ein Teil der Hochzeitsgesellschaft blieb wie angewurzelt auf der Tanzfläche stehen, ein anderer rannte ins Freie, um nachzusehen, was geschehen war.

∞

Gedankenverloren und ohne ein bestimmtes Ziel schritt er durch die Straßen. Es war nicht seine Stadt, er war zwar in Boston groß geworden, aber nicht hier geboren. Es gab nichts, was ihn in die Metropole an der Ostküste zurückgezogen hätte. Er hatte niemanden und keine Gegenstände zurückgelassen, die ihm wichtig gewesen wären. Mit zwanzig hatte er der Stadt den Rücken gekehrt, war zum Militär gegangen und nach seiner Dienstzeit im Süden der Staaten hängen geblieben. Jetzt war er vierzig Jahre alt, bewegte sich wie ein Sechzigjähriger und in seinem Kopf kam er sich noch älter vor. Für einen Moment hatte er sich in den Labyrinthen von Boston einsam gefühlt, die kurzzeitige Emotion wich einer unsagbaren Erleichterung. Er hatte eben die letzte Pflicht gegenüber seiner Mutter erfüllt. Dass er ungestört sein Spiegelbild in den Schaufenstern betrachten konnte, war der Leere auf den Gehwegen geschuldet. Kein Mensch kam ihm entgegen, niemand war unterwegs. Nur gelegentlich sah er Leute, die es eilig hatten nach Hause zu kommen. Es befreite ihn, da die Stadt seine Seele in den Jugendjahren aus unerklärlichen Gründen trotz ihrer Größe stets eingeengt hatte. Seine Beziehung zu den Straßenschluchten und Häusern bestand aus Erinnerungen, von denen er ausgegangen war, sie vergessen zu haben. In der Burbank Street war der Spielplatz verschwunden, auf dem er als Kind unzählige Stunden verbracht hatte. Er durchschritt die Straßen in der unmittelbaren Nähe, hier war

er herangewachsen. Danach gelangte er über die Massachusetts Avenue in die Stadtteile Back Bay West und East, die er längst aus seinem Kopf gestrichen hatte. Merkwürdigerweise waren sie fähig, ihn wie einen Magneten anzuziehen. Er kam an der Tankstelle vorbei, die er mit fünfzehn überfallen hatte, nur aus dem Grund, um seinen Mitschülern zu imponieren. Statt der ersehnten Anerkennung erfuhr er eine größere Ignoranz, als ihm vor dem Raubzug entgegengebracht wurde. Nur wenige Schüler waren von seiner Straftat angetan und wie er landeten sie später in einer Jugendstrafanstalt oder in einem Camp, in dem mit den jugendlichen Übeltätern ganz und gar nicht zimperlich umgegangen wurde. Es war eine Lektion, die ihn nicht einschüchtern konnte.

Manchmal blieb er an einer Straßenkreuzung stehen und sah sich um. Erinnerungen stellten sich beim Anblick eines Gebäudes oder eines Straßenschildes an diese Tage ein. Es waren Momentaufnahmen, die er in der Fremde vergessen hatte und von denen er vor Ort eingeholt wurde. In der Arlington Street, direkt gegenüber dem Boston Public Garden, stand ein Haus, in dem er kurz nach seiner Haftentlassung in eine Wohnung eingebrochen war. Die Bewohnerin, eine alte Dame, hatte ihm gutgläubig geöffnet und Zutritt gewährt. Mit falschem Namen und als Mitarbeiter einer nichtexistierenden Schülerzeitung hatte er sich vorgestellt. Im rustikal eingerichteten Wohnzimmer legte er ihr seine wahren Absichten dar und ohne etwas angerichtet zu haben, brach die Frau wie ein gefällter Baum zusammen. Beim Hinfallen schlug ihr Kopf gegen die unnachgiebige Kante des massiven Wohnzimmertisches und platzte wie eine Melone auf. Minutenlang stand er regungslos da, sah sie an und dem Rinnsal des Blutes nach. Nachdem der erste Schock aus seinen Gliedern und aus seinem nicht übermäßig ausgeprägten Verstand gewichen war, wurde ihm bewusst, dass seinem jungen Leben ein jähes Ende bevorstehen konnte. Deswegen blieb er in der Wohnung, bis es Mitternacht wurde,

berührte nichts und verließ sie auf Zehenspitzen ohne Beute. In der darauffolgenden Zeit ließ er sich in der Gegend öfter blicken. An einem dieser Tage bekam er zu hören, dass die alte Dame von ihrer Tochter aufgefunden worden war. Tränenreich hatte sie in einem Fischladen die tragische Geschichte ihrer Mutter erzählt. Ein Herzinfarkt hatte sie umgebracht und angeblich war sie bereits tot, bevor sie gegen den Tisch geknallt war. Dieses Ereignis hinderte ihn in der Folge nicht daran, weitere Raubzüge zu unternehmen. Von irgendetwas musste er schließlich leben. In der Schule ließ er sich selten blicken, und wenn, dann nur, um ausschlafen zu können. Zwangsläufig wurde er des Feldes verwiesen. Mit Siebzehn wurde er erneut inhaftiert, diesmal fiel die Strafe härter aus und er wurde zu zwei Jahren Jugendhaft verdonnert. Nach der Entlassung aus der Haft, die er inklusive der Bewährungsstrafe vollständig verbüßt hatte, ereilte ihn ein Gedanke, durch den ihm womöglich ein lebenslanger Arrest oder ein Todesurteil erspart geblieben worden war: Er bewarb sich bei der Armee und entgegen seiner Erwartung und trotz seiner Vorstrafen wurde er angenommen. In der Uniform entwickelte er Fähigkeiten, die ihm niemand und er selbst sich nicht zugetraut hätte. Er war neunzehn Jahre ein hervorragender Soldat gewesen, pflichtbewusst, loyal und unerschütterlich. Eine Granate im Irak hatte seine Laufbahn beendet und hinterließ bleibende Schäden, mit denen er allerdings zurechtkam. Das künstliche Kniegelenk rechts behinderte ihn kaum, mehr die Prothese, die ihm das linke Bein ab dem Oberschenkel zu ersetzen hatte. Die Narben an seinem Körper waren verheilt und taten nicht weh, die eine Wunde, die in der Seele, die war unheilbar und hatte kein Mitleid. Sie verursachte Schmerzen, jede Minute, Stunde und an sämtlichen Tagen. Er war aus der Armee ohne große Ehrung und eine besondere Anerkennung ausgeschieden. Der Undank, die erhaltene Entlassungsurkunde und die Gleichgültigkeit gegenüber seiner Person und seinen Verletzungen waren

es, die ihn innerlich zerrissen hatten. Er war ein Veteran, einer von vielen, ein Soldat, der wie eine überflüssige Zitrone ausgepresst worden war und nun nicht mehr gebraucht wurde. Niemals hätte er eine Bewerbung beim Militär abgegeben, wenn sein Leben anders verlaufen wäre. Mit Ausnahme des Überfalls auf die Tankstelle hatte er nie jemanden bestohlen und betrogen. Niemand in seiner Familie war bereit, ihm zu helfen und seinen Hunger und Durst zu stillen, nachdem er seine Mutter verloren hatte. Sie war eine schöne, aber komische Frau gewesen. In der engen Zweizimmerwohnung lief sie immer halbnackt herum, stets dann, wenn sein Vater nicht zu Hause war. Meistens zeigte sie sich oben ohne, oft nur in einem durchsichtigen Slip und gelegentlich sogar nackt. Als er acht geworden und sie eines Tages hüllenlos in das Badezimmer getreten war, hatte sich Merkwürdiges ereignet. Das Ding zwischen seinen Beinen wurde plötzlich größer und sie lächelte deswegen. Zu zärtlich begann sie ihn zu waschen. Zuerst den Rücken, den Bauch, die Füße und zum Schluss auch das Bambusrohr, wie sie sein Glied fortan bezeichnet hatte. Schließlich nahm sie seine Hände und streichelte mit seinen Fingern ihre Brustwarzen. Auch sie wurden größer und härter so wie das Teil zwischen seinen Beinen, über das er keine Kontrolle hatte. Im Anschluss an dieses Ereignis kam es selten vor, dass er die Möglichkeit besaß, allein in der Wanne zu liegen. Ab irgendeinem Tag nahm sie seinen Penis regelmäßig in den Mund oder zwang ihn, in sie einzudringen. Manchmal setzte sie sich auf ihn, ein anderes Mal lag er auf ihr, bis sein Vater unerwartet früher von der Arbeit nach Hause kam. Es war einer der wenigen Tage, die er niemals im Leben vergessen würde. Er hatte Geburtstag, seinen Zwölften. Im Wohnzimmer, in dem er immer auf dem Sofa geschlafen hatte, war eine kleine Feier vorbereitet worden. Sein Vater traute seinen Augen nicht, als er den Wohnraum betrat und seine Frau nackt auf dem Schoß seines Sohnes sitzen sah.

Er riss sie mit aller Gewalt von ihm herunter und prügelte mit den Fäusten auf sie ein, bis ihr Gesicht völlig entstellt war. Dann, ungeachtet der Tatsache, dass sein Kind ihm dabei zusah, holte er ein Messer aus der Küche und stach zu, nicht einmal, nicht zweimal, sondern so lange, bis aus der ansehnlichen Frau ein Klumpen aus Fleisch und Blut geworden war. Schließlich hatte er sie in eine Decke eingewickelt und in den einzigen Luxusgegenstand geworfen, den die Familie besaß. Es war die Gefriertruhe in der Küche, die neben dem Gasherd stand. Manchmal war der Deckel der Truhe für die ermordete Hausfrau aus Platzmangel zu einer Arbeitsfläche umfunktioniert worden: Entweder wurde auf ihr Gemüse geschnitten oder sie hatte sich als Sitzfläche für einen Akt mit ihrem Sohn und Mann bewährt. Als sein Vater seine Mutter in die Kühltruhe gelegt hatte, wurde er von ihm gezwungen, das Wohnzimmer sauber zu machen. Zum Dank war ihm eine Tracht Prügel verabreicht worden, die durch eine Bewusstlosigkeit unterbrochen wurde. Es endete damit, dass ihm sein Erzeuger den Penis zur Hälfte abgeschnitten hatte. Im Anschluss daran wurde er drei Monate lang vom Vater dermaßen liebevoll behandelt wie nie zuvor. Statt ihn in eine Klinik zu bringen, nahm er sich der Wunde am Geschlechtsteil an. Neunzig Tage wurde er von ihm wie ein Hund in der Wohnung gefangen gehalten. An einem der rostigen Heizkörper wurde er angebunden. Wie ein Tier musste er aus stets derselben und mit der Zeit verdreckten Schüssel Wasser trinken und das hingeworfene Essen vom Boden auflecken. Es war die einzige Phase seines Lebens, in der er von dem Mörder seiner Mutter so etwas wie eine Zuwendung bekommen hatte. Nachdem die Verletzung verheilt war und er sich ohne sichtbare Einschränkungen bewegen konnte, wurde er aus der Wohnung geworfen und zum letzten lebenden Onkel verwiesen. Aus Angst begab er sich dorthin. Er wusste, dass der Bruder seines Vaters eine weitaus dreckigere Seele besaß und schäbiger wohnte, als er es von zu Hause her

kannte. Entgegen seiner Befürchtung wurde er von ihm einigermaßen anständig behandelt. Zu ernähren hatte er sich trotzdem selbst. Sein nächster Verwandter gab grundsätzlich das wenige Geld, das ihm zur Verfügung stand, nur für Alkohol und Drogen aus.

Das Militär wurde sein Retter und Zuhause. Der Undank und die Art, wie er aus dem Militärdienst verabschiedet worden war, veränderten die Sichtweise, die er sich in all den Jahren bei der Armee angeeignet hatte. Seine zu dieser Zeit gesunde Einstellung zum Leben und zu seiner Vergangenheit verlor sich in einer Bitterkeit, die ihn aufzufressen begann. Es war der Grund, warum er Boston aufgesucht hatte.

Mit einem festen Ziel begab er sich zu seinem in Pension befindlichen Vater, der von Beruf ein Krankenpfleger war. Von ihm erfuhr er, dass sein Onkel vor Jahren das Panorama aus der Grube dem des Lebens vorgezogen hatte, wobei die Information ihn nicht zu berühren vermochte. Stattdessen trat das Gegenteil ein und er überwältigte seinen Erzeuger, indem er ihn beinahe erschlagen hätte. Danach zog er den bewusstlosen Mörder aus, band ihn im Wohnzimmer auf einen Stuhl und versah seine Lippen mit einem Klebeband. Eine Schale Wasser hatte ausgereicht, um den Ohnmächtigen in die Realität zu holen. Als Erstes schnitt er ihm den Schwanz ab, nachfolgend die linke und die rechte Pulsader auf und schließlich durchtrennte er das Band, mit dem er ihn an den Stuhl festgezurrt hatte. Er wollte sehen, ob sein Erzeuger imstande sein würde, sich das Leben zu retten. Er, ein ehemaliger Berufssoldat, wusste, dass kein Sanitäter auf der Welt die Blutungen der Wunden auf einmal versorgen konnte, schon gar nicht, wenn er selbst betroffen war. Sein Vater unternahm nichts desgleichen, verhielt sich typisch und blieb reglos sitzen.

Er beließ das Klebeband auf dem Mund und sah tatenlos zu, wie das Leben aus seinem Körper entwich. Nachdem sein Erzeuger verblutet war, hatte er sich in die Küche begeben, um

feststellen zu müssen, dass seine Mutter immer noch in der Truhe lag. Ihr starrer Leichnam war mit Gefrierbrandwunden übersät. Offenbar war die Rente seines Vaters derart gering gewesen, dass er die Stromrechnung nicht regelmäßig bezahlen konnte. Der Anblick der Frau, die ihn zur Welt gebracht und ihm die Unschuld genommen hatte, offenbarte, dass es an der Zeit war den Ort seiner Kindheit zu verlassen. Wahllos betätigte er einen der Druckknöpfe des Gasherdes und ohne eine weitere Aktion verließ er die Wohnung, die ihm noch enger als früher vorgekommen war. Schließlich begann er, ziellos und gedankenverloren durch die Stadt zu schlendern, und die Erinnerungen hatten ihn mancherorts eingeholt. In Gedanken war er an der Charles River Esplanade angekommen. Zuhause hatte es in all den Jahren nicht ein liebes Wort, keine elterlichen Zärtlichkeiten, weder Geborgenheit noch Wärme gegeben. Der Kerl, der ihn gezeugt hatte, war ein selbstsüchtiges, herrisches und gewalttätiges Schwein, das sich genommen und getan hatte, was es wollte. Wie sein Vater gestorben war, wurde zunehmend befriedigender, als der Sex mit seiner Mutter. Er hatte dafür gesorgt, dass der Mistkerl dazu gezwungen wurde, dabei zusehen zu müssen, wie ihm das Blut aus den Adern geronnen war. Er hatte keine Rache verübt, stattdessen einen Akt der Gerechtigkeit begangen.

Seine Mutter war ein guter Mensch und hatte den Tod nicht verdient, schon gar nicht in der Art. Ihr Fehler war, dass sie sich nach Liebe und Zuneigung gesehnt und nichts davon von ihrem Mann bekommen hatte. Durch diese Sehnsucht wurde sie zu ihrem Sohn getrieben und wegen den Zärtlichkeiten, der Nähe und Wärme, die ihr vorenthalten wurden, musste sie sterben. Er fragte sich, ob es einen erbärmlicheren Grund für den Tod eines Menschen geben konnte. Gier, Machtsucht, Hass, all das war er fähig zu kapieren. Dass die Begierde nach Liebe den Tod einer Frau verursacht hatte, fand keinen Platz in seinen Kopf. Nein, er hatte es niemals darauf abgesehen mit

seiner Mutter zu schlafen und es nie gemocht. Aber sein Bambusrohr hatte nicht auf seinen Verstand gehört, sondern sich selbständig gemacht. Er war eben ein Mann und sie eine anziehende Frau. Sie zudem, die einzige weibliche Person, mit der er eine intime Beziehung eingegangen war. Danach hatte er nie wieder Sex. Es lag an der Verstümmelung seines Gliedes und den Komplexen, die ihn deswegen befallen hatten. Auf eine merkwürdige Art und Weise war er außerdem in seine Mutter verliebt gewesen, ihr allerdings nicht verfallen. Seitdem sie tot war, besaß er eine Abneigung gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Sie widerten ihn nicht an, aber er hatte einen inneren Ekel entwickelt, den er unfähig war abzulegen. Obwohl er an dem Liebesspiel mit seiner Mutter mit zunehmendem Alter Gefallen gefunden hatte, ein Begehren nach Liebesabenteuern war bei ihm nicht vorhanden. Bald wurde klar, dass sein deformiertes Geschlechtsteil schuld daran hatte. Womöglich wäre er von einer Frau ausgelacht, nicht angefasst und stehen gelassen worden, aber all das blieb ihm durch die Abneigung gegenüber dem weiblichen Geschlecht erspart. Wie seine Mutter hatte ihn sein Onkel mehrfach körperlich missbraucht. Das hörte auf, nachdem er seine erste Jugendstrafe verbüßt und sich gegen eine Annäherung seitens seines Verwandten energisch gewehrt hatte. Es war kein Problem gewesen, den betrunkenen Angehörigen niederzustrecken, aber es hatte viel Kraft und Ausdauer erfordert. Sein Onkel war zwar nach jedem Faustschlag zu Boden gegangen, doch immer wieder auf die Beine gekommen. Erst als er sich mit einem Messer bewaffnet hatte, ließ ihn der Bruder seines Vaters allein im Zimmer stehen und in der Zeit danach wurde er von ihm nicht mehr beachtet. Er hatte nun seine Ruhe, aber die geringe Unterstützung, die er bis dahin von ihm bekommen hatte, wurde ebenfalls eingestellt. Zwei Wochen nach seiner Gegenwehr wechselte sein Angehöriger das Schloss der Wohnung aus. Mittellos und ohne Dach über dem Kopf war er endgültig auf sich allein gestellt.

Er sah in die Dunkelheit, die ihn umgab, und seine Augen blieben einen Augenblick auf dem unruhigen Gewässer des Charles River Basins hängen. Auf der anderen Seite des Hafens lag Cambridge und er hätte gern studiert. Leider besaß er nicht die nötigen Qualifikationen. Besonders schlau war er nicht, das wusste er, aber dafür hatte er sich als ein überaus tapferer und qualifizierter Soldat erwiesen. Ein Blick zum Himmel, der sich hinter einer grauen Wolkendecke verbarg, brachte ihn seiner Mutter näher. Sonderbarerweise fielen ihm in diesem Moment einige Geschichten ein, die er von ihr zu Kindertagen gehört hatte. Eine Erzählung war ihm stets in Erinnerung geblieben, die von den Engeln, die niemals weinen. Er war sich sicher, dass sie sich das Märchen für ihn ausgedacht hatte. Als ob seine Mutter ihn und seine Sehnsüchte vernommen hätte, fing es an zu schneien. Dicke Schneeflocken fielen vom Himmel herab und deckten den gefrorenen Boden zu. Im Radio hatten die Meteorologen in den vergangenen Tagen über die Kälte an der Ostküste geklagt und hinreichend vor Glätte auf den Straßen gewarnt. Es war unangenehm frisch, was vor allem an dem böigen und eisigen Wind lag. Er sah über seine Schulter hinweg und ungeachtet der Wetterlage setzte er sich auf eine der Promenadenbänke, die trotz der Jahreszeit noch nicht abgebaut worden waren. Der Schneefall hatte etwas Magisches an sich und die Ruhe empfand er wie einen himmlischen Segen. Die Flocken wurden immer dichter.

Kurz, bevor der liegen gebliebene Schnee auf seiner Jacke den Kragen erreicht hatte, erhob er sich, schüttelte die weiße Pracht ab und nahm Schritt in Richtung des Jachthafens auf. Später hatte er vor, über die Cambridge Street in die Innenstadt zu gelangen und von der Union Station mit dem Zug die Heimreise anzutreten. Dass er aufgrund des Mordes an seinem Vater gesucht, gefunden und verhaftet werden könnte, hielt er für ausgeschlossen. Er hatte keine Spuren hinterlassen. Die Gasexplosion, die durch einen kleinen Funken, die Betätigung eines

Lichtschalters oder wegen einer anderen Handlung ausgelöst werden sollte, würde den Behörden die Ermittlungen erschweren.

Ihm war es ohnehin gleichgültig, ob er bei einer Mordermittlung für die Beamten als Täter in Betracht kam oder für sie zu den Hauptverdächtigen gehörte. Er war Soldat, er hatte seine Pflicht erfüllt und wie einst besaß er deshalb keine Ziele mehr. Seine Wohnung am Stadtrand von New Orleans war eine Bruchbude, die der seiner Eltern in jeglicher Hinsicht glich. Ihn störte es nicht. Selten war er in den vergangenen Jahren länger als zwei Wochen zu Hause gewesen. In seinem Rücken, weit hinter ihm, durchbrach eine Detonation die nächtliche Stille. Im gleichen Augenblick vernahm er aus der Umgebung vor ihm leise Musik, die schlagartig etwas lauter wurde und genauso abrupt geendet hatte. Zwischen kahlen Bäumen sah er eine hell erleuchtete Hausfassade, im Erdgeschoss ein Lokal, in dem eine Band ihr Bestes gegeben hatte. Die melodischen Klänge wurden durch unverständliches Stimmengewirr ersetzt. Offenbar hatten die Lautstärke und die Wucht der Explosion eine Veranstaltung unterbrochen und die Gäste ins Freie gelockt. Er drehte sich in die Richtung, aus der die heftige Detonation bis zu seinen Ohren gedrungen war. Am Nachthimmel, dort, wo der Stadtteil Back Bay West lag, sah er Rauchschwaden aufsteigen. Ebenso konnten es Wolken oder eine Einbildung sein. Unabhängig davon, was er zu sehen glaubte, im selben Moment erfüllte ihn eine Leere, wie er sie nie zuvor empfunden hatte. Er war kein Soldat mehr, seiner Mutter gegenüber hatte er Gerechtigkeit verübt, was und wer wartete noch auf ihn und wo? Nichts und niemand, nirgendwo! Er sah zu den Booten, die in dem Hafen vor Anker lagen. Kleine und größere Jachten wogten auf dem Wasser sanft auf und ab und die meisten wurden durch Planen vor dem Wind und dem eisigen Wetter geschützt. Der Winter hatte noch gar nicht begonnen, trotzdem erinnerte nichts daran, dass der Herbst erst in

zwei Wochen von der kältesten Zeit des Jahres abgelöst werden sollte. Erneut nahm er Platz auf einer Bank, setzte sich in den Schnee, der sie bedeckte, und bewunderte ein Boot, das der Community Boating gehörte und winterfest gemacht worden war. Es lag direkt am Kai neben dem Hauptgebäude der gemeinnützigen Organisation, bei der Leonard Nimoy in jungen Jahren das Segeln erlernt hatte.

Bei der Community Boating in Boston handelte es sich um das älteste Segelprogramm in den Staaten, das seit 1946 ohne Unterbrechung betrieben wurde. Es galt für Jedermann als erschwinglich und war für alle Personen zugänglich. Die Mitgliedsgebühr oder Beiträge basierten auf dem Einkommen eines Interessenten. Ihm war es egal, nicht einmal bekannt, dass Leonard Nimoy in der Rolle des Mister Spock an Bord des Raumschiffes Enterprise weltberühmt geworden war. Dafür faszinierte ihn das Boot vor seinen Augen. Wie es sich im Wind bewegte, wie es sich hob und senkte, es vermittelte ihm den Eindruck, als ob es auf ihn warten und ihn zu seiner Mutter bringen würde. Der Gedanke gefiel ihm, da er die Leere und die daraus entstandene Kälte in seinem Körper vertrieben hatte. Von einem Moment zum nächsten wurde es auf eine unerklärliche Weise surreal.

Ein Ast war gebrochen, Schneeknirschen wurde hörbar und bevor er sich den Geräuschen zuwenden konnte, blickte er in ein Gesicht, das dem seiner Mutter ähnlich sah. Plötzlich stand sie vor ihm. Er hatte sie nicht kommen sehen, zu tief war er in seinen Gedanken versunken gewesen. Sie sah wie ein Engel aus, aber seine Vorstellung von einem weiblichen Himmelsboten erhielt durch die Tränen auf ihren Wangen einen Dämpfer. Nie hätte er gedacht, dass ein himmlisches Wesen zu weinen fähig war. Vielleicht hoben sie sich die Klageflüssigkeit nur auf, um die Trauer und das Leid auf der Erde loszuwerden. Den Gedanken verwarf er sofort, natürlich weinten Engel auch im Himmel, wie hätte es sonst regnen können.

Er sah nach oben, aber die Eingangspforte in das Paradies versteckte sich wie zuvor hinter den Wolken, die durch die Lichter der Stadt in eine seltsame orangene Farbe getaucht wurden. Oder gab ihm seine Mutter ein Zeichen? Hatte der Engel eine Botschaft an ihn? Eines sprach dafür: Dicke Schneeflocken fielen herab und deckten den Erdboden zu, wie eine Mutter ihr Kind, wenn sie es ins Bett gebracht hatte. Er sah wieder die weibliche Gestalt an und dann in die Richtung, aus der sie gekommen war. Durch den Wind wurde die Musik über die Straße zu ihnen geweht, es waren Klänge, die eine Hochzeit vermuten ließen. Der weinende Engel hatte tatsächlich ein wunderschönes Brautkleid an, allerdings passten die Tränen nicht zu einem glücklichen Tag.

Er stand auf, reichte der am ganzen Körper zitternden Frau seine Jacke und sie setzte sich auf die Stelle, von der er sich eben erhoben hatte. Er nahm neben der Braut Platz und besaß die Geduld, sich ihr Leid anzuhören. Die Sätze des Engels hätten ebenso von seiner Mutter stammen können. Er hörte die Stimme der Engelsgestalt, vernahm ihren Kummer und er verstand, warum sie die Hochzeit verlassen hatte und davongelaufen war. Sie beichtete, dass der Mann, dem sie das Ja-Wort wenige Stunden zuvor gegeben hatte, plötzlich zu einem herrischen Sadisten geworden war. Während der Feierlichkeiten hatte er sie in den Keller des Lokals gezerrt, um sie sich zu nehmen. Wegen der Uhrzeit und des Ortes hatte sie sich geweigert, sich ihm hinzugeben, woraufhin er sie geschlagen und vergewaltigt hatte. Jetzt saß sie neben ihm und gestand sich ein, den größten Fehler ihres Lebens begangen zu haben. Ihr Glaube und die Familienehre hatten es ihr verboten, sich den Eltern und Hochzeitsgästen zu offenbaren. Die Quittung dafür waren die roten Flecken auf ihren Wangen, ihrer Schulter und die bläulichen zwischen ihren Oberschenkeln. Tröstend legte er einen Arm um sie und drückte sie an sich. Erneut fing sie heftig an zu weinen und er presste ihr Gesicht in seine Schulterpartie.